DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Mittwoch, 9. November 1932

Nummer 75

Der Abschied.

Preisgekrönte Skizze von Ernst Römer.

Der Orkan war in seiner nach Nordosten gekrümmten Bahn weiter gezogen. Uns ließ er auf einem sinkenden Schiffe zurück. Es hatte mit jener stummen Heldenhaftigkeit gekämpft und gelitten, die dem starren Baustoff eine Seele verleiht und den Seemann zur Treue zwingt. Nun war es aus. Der todwunde Segler nahm die vom Wirbelsturm aufgewühlten, sich noch in unbeschreiblicher Wucht heranwälzenden Seen mit gebeugtem Haupte hin. Sie überschwemmten das verwüstete Deck, sie rissen uns, die wir seit Morgengrauen an den Pumpen standen, die Beine unterm Leib weg und spülten uns in kläglichem Durcheinander an die zertrümmerte Verschanzung.

Wir waren zu Tode erschöpft. Wir wußten den Wochentag nicht mehr. Wir kannten bald des anderen Namen nicht mehr. Wir fluchten auch nicht mehr. Die unholde Nacht nahm uns den Anblick unserer Gesichter, salzverkrustet und sehr gealtert, man ließ die Arme am Pumpenhantel herumfliegen, auf und ab, auf und ab, man hörte mit stumpfem Gleichmut die nächste Sturzsee herandonnern, unheimlich grell aufleuchtend im tödlichen Dunkel, man fühlte sich überschüttet und begraben unter der nassen Gewalt und wurde abermals hinweggeschwemmt wie ein Stück Holz.

Aber nun war es aus; das in den Laderaum eindringende Wasser stieg höher und höher, unser Ruderblatt war beschädigt und ließ sich nicht mehr bewegen, den Fockmast hatte uns kurz vor dem Einsetzen des Orkans eine harte Bö bis zur Marsstenge abgebrochen. Die ragte jetzt wie ein Armstumpf gegen den wilden Nachthimmel und beschrieb beim Ueberholen des Schiffes schauerliche Kreise an den Sternen vorbei, wenn sie durch fliehende Wolkenfetzen für Sekunden sichtbar wurden.

Mit Tagesanbruch hatte sich die See soweit gelegt, daß wir in die Rettungsboote gehen konnten. Die Bewegungen des Schiffes waren schwer und träge geworden. Wir schauten uns in die Gesichter, so, als sähen wir uns seit Jahren zum ersten Male wieder. Wir wußten: Das Schiff will nun sterben.

Als die beiden Boote klar zum Aussetzen waren, ging der Erste Steuermann in die Kajüte, um es dem Kapitän zu melden. Wir warteten.

Der Kapitän war mit seinem Schiff alt geworden, seit zwanzig Jahren bald hatte er es geführt. Wir wußten nicht viel mehr von seinem Leben, da er ein schweigsamer Mann war, der ganz für sich blieb; doch jeder an Bord ging mit Eifer und voll guten Willens seiner Arbeit nach. Weil jeder wußte, daß da ein rechtlich denkender und tüchtiger Mann die Befehlsgewalt besaß und sie noch nie mißbraucht hatte.

Der Erste Steuermann erschien wieder auf dem Achterdeck. Allein. Er hatte noch seine Mütze in der Hand und ging schwerfällig auf uns zu. Sein Blick tastete unsere Gesichter ab, dann sagte er: „Leute, unser Kap'tän ist gestorben."

Und indem er die vierkanten Schultern hob und sie wieder wie hilflos fallen ließ: „Herzschlag ..."

Dichtgedrängt standen wir in der Kajüte und nahmen Abschied von unserm Schiffer. So wie es ihn getroffen hatte, saß er da. In dem Lehnstuhl aus Korbgeflecht, an dem großen Tisch aus edlem Holz. Vor ihm lag das aufgeschlagene Schiffstagebuch, mit der letzten Eintragung aus seiner Hand. Sein Steuermann hatte ihm die Hände ineinander gefaltet, den ergrauten Kopf mit dem wirren Bart sanft gegen die Rückenlehne gebettet.

Wir betrachteten scheu unsern toten Kapitän. Es war die einsame Größe des Führers um ihn. In seinen Händen hatte die Verantwortung für uns alle geruht, von ihm allein forderte das Gesetz zwanzig Jahre hindurch Rechenschaft für sein Tun und Lassen. Wir jungen Menschen erfuhren da im Angesicht des Todes, daß Pflichtgefühl und Gewissen unveräußerliche Dinge sind.

Der Erste Steuermann sprach ein Vaterunser. „... Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden."

Wir hefteten die Blicke starr auf die Deckplanken; die schwere metallene Lampe über dem Kajütstisch pendelte sacht, in der hinteren Reihe weinte jemand verstohlen auf; unser Schiffsjunge, der Sechzehnjährige.

Es war Zeit, daß wir in die Boote gingen und uns aus dem Bereich des sinkenden Schiffes entfernten. Das Ende kam schnell. Es schien erst, als wollte sich der Segler platt auf die Seite legen, doch nun steilte er sich, wie von unsichtbarer Hand gestützt, hoch auf, der Klüverbaum wies gegen den lichten Himmel, zum letzten Mal, dann sank das Schiff mit seinem alten Führer in die Tiefe.

Um uns aber breitete sich die Verlassenheit des Meeres aus.

★

Peter wird Detektiv.

Skizze von Frank Stoldt-Berlin.

„Alle Wetter!" sagte Proviantverwalter Kuhlmann empört und suchte erfolglos in sämtlichen Taschen. Der Schlüssel zum Proviantraum war fort! Das konnte eine schöne Geschichte werden.

Die „Cap Verde" hatte soeben Lissabon verlassen. An Deck drängten sich mehrere hundert Zwischendecker, die nach Brasilien auswandern wollten. Kuhlmann warf einen zornigen Blick auf die ihn umgebenden Portugiesen. Zwischen ihnen war der Spitzbube, der ihm den Schlüssel im Abfahrtsgedränge aus der Rocktasche gestohlen haben mußte.

Der Verwalter ließ den Bootsmann rufen und legte ihm den Sachverhalt klar. Der alte Jakob blinkte mit den Augen und biß einen neuen Priem ab. „Ja, Herr Kuhlmann, das wird schwer halten. Aber wenn einer klaut, müssen wir ihn bis Madeira zu fassen bekommen, sonst futtert er möglicherweise so, daß es eine Hungersnot an Bord gibt." Kuhlmann nickte verdrossen.

Abends nahm er den Reserveschlüssel zum Proviantraum vom Haken und stieg hinunter ins Schiff. Dann legte er sich in Kleidern auf sein Sofa und versank in unruhigen Halbschlummer. In den Morgenstunden weckte ihn lautes Klopfen. „Herr Kuhlmann, die Spuren sind da! Vom Proviantraum nach Luke Drei, Zwischendeck."

„Das nützt noch nicht viel, Bootsmann", knurrte der Verwalter an Deck, „aber es beschränkt den Personenkreis immerhin schon auf zweihundert Menschen. Sehen Sie die Kartoffelmehlspur! Er hatte strohgeflochtene Sandalen, es war also ein Portugiese."

„Ja", antwortete der Bootsmann, „und nun wäscht er seine Sandalen, und wir sehen weiter in den Mond! So bekommen wir ihn nicht."

Der alte Jakob kaute hoch auf seinem Priem und sah nachdenklich über das noch stille Hauptdeck. Aus der Kombüse kam eben der Schiffsjunge mit einem Kessel dampfenden Kaffees, ihm folgte Peter, der schwarze Schiffskater, auf den Fersen. „Wir Menschen sind manchmal ein bißchen dumm, Herr Kuhlmann", brummte der Bootsmann, „morgen vormittag haben Sie Ihren Spitzbuben!" Der Verwalter zuckte ungläubig die Achseln. Er schüttelte auch mißtrauisch den Kopf, als ihm Jakob abends eine kleine Flasche gab mit der Anweisung, den Inhalt über eine abgescheuerte Matte im Proviantraum zu gießen.

Am nächsten Morgen fanden sich keine Spuren an Deck. Der Verwalter machte ein Gesicht wie sieben Tage Regenwetter; der nächtliche Besucher hatte eine wahre Verheerung unter den Proviantbeständen angerichtet. Kuhlmann sah mißmutig auf das Vordeck, auf dem die Matrosen damit beschäftigt waren, die Sonnensegel aufzubringen. Die eine Hälfte des Decks war bespannt, als der Bootsmann seine Leute zusammenrief. „So, Kinder! Die Passagiere haben erstmal Schatten genug. Nun macht das Ladegeschirr auf dem Achterdeck klar! Hier arbeiten wir nachher weiter."

Die Matrosen verschwanden nach achteraus, nur der Bootsmann blieb zurück und beobachtete die an Deck befindlichen Zwischendecker, die gern die schattige Seite des Schiffes aufsuchten, um dort ihre unterbrochenen Karten- und Würfelspiele fortzusetzen. Plötzlich kniff Jakob die Augen zusammen. Von der Back strich schnurrend der Schiffskater auf das Vordeck hinab, dehnte sich wohlig in der Sonne und ließ sich von den Umstehenden streicheln. Dann schlich er weiter über das Deck. Jetzt hob er den Kopf und schnupperte wollüstig in die Luft. Peter mußte etwas Außerordentliches wahrnehmen. Er machte einen krummen Rücken, sträubte das Haar, hob den Schwanz, marschierte, hüpfte und sprang dann auf die Schattenseite hinüber auf eine Gruppe kartenspielender Portugiesen zu.

Der Bootsmann lächelte befriedigt, ging zu dem mit verkniffenem Gesicht an der Reeling lehnenden Verwalter, grüßte stumm und meldete: „Herr Kuhlmann, wir haben ihn!" — „Ach, halten Sie mich nicht zum Narren, Jakob! Hier sind einhundertfünfzig Menschen an Deck. Haben Sie Röntgenstrahlen in der Tasche?" — Der Alte schmunzelte breit. „Das nicht. Aber passen Sie mal auf!"

Nach zwei Minuten war er mit zwei handfesten Matrosen vom Achterdeck zurück. „So, Jungens! Da vorn, an Achterkante von Luke Drei sitzen fünf Portugiesen beim Kartenspielen. Den mit der Binde über dem rechten Auge, an dem der Peter so schmurrend längsstreicht, den kriegt Ihr zu packen. Und Du, Hannes, langst ihm mal fix in die Hosentaschen hinein! Da ist ein Sicherheitsschlüssel drin, der gehört uns. Und wenn Ihr den habt, dann gebt dem Kerl ein paar Ordentliche in den Nacken. Für jeden Knuff bekommt Ihr ein Zigarre."

Die zwei Matrosen stampften grinsend auf die ahnungslosen Kartenspieler zu und ergriffen den sich in fassungsloser Bestürzung Sträubenden.

„Was? Der Kerl will mich beißen!" Hannes holte aus und gab dem unglücklichen Opfer eine schallende Ohrfeige. Der andere Seemann hielt ihn fest, und Hannes schwang gleich darauf triumphierend einen glänzenden Schlüssel. „Hier Bootsmann!" — „Auch für mich eine Zigarre!" schrie sein Helfer und holte mit Begeisterung aus. „Hier, Du Schlüsselmarder! Damit Du nicht schief wirst."

Der an Deck entstandene Tumult besänftigte sich rasch, als der Proviantverwalter in fließendem Portugiesisch den Mitreisenden den Vorfall erklärte. Kuhlmann empfing seinen Schlüssel aus den Händen des Bootsmanns. „Mensch, Jakob, großartig! Großartig! Sie sind ein Zauberkünstler. Nun sagen Sie mir um alles in der Welt: Wie kamen Sie gerade auf den Menschen?"

Jakob lachte. „Als ich gestern früh den Peter herumstreichen sah, dachte ich: In mancher Hinsicht sind die Tiere begabter als die Menschen. Unser Verstand ist gut entwickelt, aber unsere Nase ist ein bißchen zu kurz gekommen dabei. Ich habe dem Kerl einen Geruch angehängt, daran hat der Kater ihn erkannt."

Kuhlmann machte runde Augen. „Ich verstehe noch immer nicht ganz, Bootsmann. Der Kater?" Der andere zog einen kleinen Zettel aus der Tasche.

„Der Peter, Herr Verwalter! Bei so schönem Sonnenschein wie heute schnurrt ein Kater immer in der Sonne und Wärme. Nur ein Mittel lockt ihn in den Schatten." Der Bootsmann wies auf die Hälfte des Decks, die schon unter den Sonnensegeln geschützt lag. „Dies war es!" Kuhlmann schaute verblüfft auf die kleinen Buchstaben: Baldrian-Tinktur!

Er streckte dem Bootsmann die Hand hin. „Es war doch nicht die Nase vom Peter allein, es war auch Ihr Mutterwitz, Bootsmann. Danke! Und nun holen Sie Ihren Rum und Ihre Zigarren! Wir wollen eine ganze Kiste daraus machen, damit Ihre Leute auch einige bekommen."

★

Eyner will ein Auto kaufen.

Eine heitere Geschichte von Hans Auer.

Eyner kam zu viel Geld. Man weiß zwar nicht, wieso Eyner zu viel Geld kam, aber als er heute in seinem Kaffeehause saß, da sah man es ihm sofort an: Eyner ist zu Geld gekommen.

„Guten Tag, Herr Eyner", näherte sich ihm Herr Korn, „wenn schon, dann nur einen Sechszylinder! Unter uns gesagt, ich habe eine Verbindung — —". Eyner sah erstaunt auf.

„Allerdings, ich will mir einen Wagen kaufen. Aber wieso wissen sie denn . . .?"

Herr Korn lächelte milde. „Erstens haben Sie in einer Autozeitschrift gelesen. Zweitens spricht sich das doch herum, wenn einer zu Gelde kommt. Und dann, Herr Eyner, ich weiß doch, wie Sie für den Automobilismus schwärmen. Ihre Frau Gemahlin wird begeistert sein von dem Wagen. Ich bitte Sie, einen Spottpreis kostet der Sechszylinder, kaum gefahren — ".

Eyner notierte sich die Adresse. Herr Korn empfahl sich rasch und rannte in eine Autowerkstätte, wo er wußte, daß ein alter Karren um Fünftausend zu haben war, wobei man Fünfhundert verdienen konnte.

Mittlerweile begab sich ein Herr vom Nebentisch zum Fernsprecher und sprach: „Hallo, Ferdinand? Ich habe eben gehört, daß einer einen Wagen kaufen will. Du kommst gleich? Gemacht. Ich warte."

Eyner blätterte weiter in einer Autozeitschrift, was den Herrn, der an seinem Tisch saß, veranlaßte, ihm die Vorzüge eines größeren Wagens auseinanderzusetzen, der im Verkaufsbüro seines Schwagers aufgestellt sei, und da könne er — der Herr verstehe, nicht wahr? — gewisse Preiserleichterungen, niedrige Raten . . .

Eyner verstand und notierte sich die zweite Adresse.

Ein Herr trat hastig in das Kaffee, stürzte zu dem Mann, der früher telephoniert hatte. Der Mann wies mit dem Daumen diskret auf Eyner. Zwei lange Schritte — und der Neue war dort. „Der Wagen ist noch zu haben, mein Herr!"

„Hat Sie Herr Korn geschickt?"

„Korn? Welcher Korn? Nein. Aber Sie wollen doch einen Wagen kaufen."

„Schon, aber —"

„Himmel, sehen Sie —". Und dann leierte er eine halbe Stunde lang die Vorzüge jenes Wagens herunter, dessen Adresse er wußte. Eyner notierte. An seinem Tisch empfahl sich vergrämt der Herr, dessen Schwager eine Autofirma hatte.

„Guten Tag, Herr Eyner", klopfte dem Sitzenden plötzlich ein Autohändler, auf den Eyner ja eigentlich hier gewartet hatte, auf die Schulter, „Sie kaufen sich doch selbstverständlich einen Ping-Wagen!"

Eyner notierte: „Ping-Pong — Schlager der Saison —".

Dann zahlte er. Und wischte sich den Schweiß. Der Zahlkellner raunte ihm zu: „Herr Eyner — ich habe den richtigen Wagen für Sie. Ein Prachtstück! Vom Direktor Lennemann — Sie wissen ja. Das Auto ist jetzt zu haben — Spottgeld!"

Eyner floh. Auf der Straße holte ihn aber trotzdem ein Mann ein: „Herr! Die wollen doch alle nur verdienen. Wenn ich Ihnen raten darf — —"

Eyner schlief sehr schlecht. In der Frühe um sechs Uhr wurde er geweckt. Ein Herr in Dunkel stand vor ihm: „Bitte zu unterschreiben!" sagte er kühl.

„Was denn?"

„Den Versicherungsvertrag. Wenn Sie ein Auto haben, besteht Versicherungspflicht. Unsere kulante Firma . . ."

Eyner warf ihn hinaus. Er zog sich schnell an, konnte aber nicht verhindern, daß er noch den persönlichen Besuch eines Generaldirektors irgendwelcher fusionierter Autowerke, den Vertreter eines Patentes für Nichtbeschlagen der Windschutzscheiben und einen Mann, der ihm einredete, es sei klüger, sich eine Meierei auf dem flachen Lande statt eines Autos zu kaufen, empfangen mußte.

Als Eyner nachmittags in sein Stammkaffee kam, lief ihm der Zahlkellner entgegen: „Sechs Herren warten in Sachen Autoverkauf auf Sie. Aber Sie kennen mich ja: Kaufen Sie nur den Wagen, den ich Ihnen vermittle, den vom Direktor Lennemann."

Eyner drehte sich um und beschloß, den Wagen, den der Zahlkellner wußte, zu kaufen. Dieses Geschäft schien ihm ratsam.

Daheim wartete auf Eyner ein schlichter Mensch. Der sagte nichts anderes: „Herr Eyner, Sie wollen den Wagen des Direktors Lennemann kaufen, den Ihnen der Zahlkellner Ihres Stammkaffees empfohlen hat. Denken Sie doch nach! Um den Spottpreis? Das Geschäft muß einen Pferdefuß haben." Empfahl sich und gab ihm eine Adresse, wonach ein kaum dreimal gefahrenes Auto um die Hälfte billiger zu haben war. —

Am nächsten Morgen ging Eyner um fünf Uhr früh aus seiner Wohnung. Um fünf Uhr abends langte er vergnügt in seinem Kaffeehaus an. Bekümmert kam ihm der Zahlkellner entgegen: „Sie waren gestern nicht dort — —"

Eyner ging stumm weiter. Zwölf Herren schritten auf ihn zu, acht andere hielten sich noch abseits. Eyner ließ jeden einzelnen ausreden. Es dauerte zwei Stunden lang. Dann sagte er kühl: „Meine Herren, ich habe bereits gekauft."

„Gekauft?"

Es war ein Schrei der Enttäuschung.

Eyner blieb ruhig: „Gekauft. Jawohl. Kein Auto. Aber ein Pferd. Erstens ist das vornehmer. Zweitens hat man nur die Wahl zwischen hell und dunkel. Und dann ist es das einzige Geschäft, wo man von vornherein überzeugt ist, daß es einen Pferdefuß hat."

Der schwedische Trompeter / Skizze von Eilhard Erich Pauls

Ueber dem Saaletal lag noch der Frühnebel gleich einem dichten Tuche gebreitet, und die Reiter, die den Höhenweg ritten, weil die Straßen am Fluß entlang von dem Herbstwasser überschwemmt waren, sahen betrübt auf den grauen Schleier, der sich langsam zu lichten begann. Der Höhenweg funkelte schon in der Novembersonne, und wenn der Wind nun von den Bergen ins Tal blies, dann ballte sich die böse Masse zu Wolken zusammen, fuhr auf aus seiner trägen Ruhe und rollte hinweg. Einen Seufzer, halb schon ein unterdrückter Fluch, sandten die Reiter hinter ihm her, denn dem Nebel gaben sie schuld, daß ihr König in der Schlacht gefallen war.

„Blasen möcht ich, blasen, weil's mir sonst das Herz abdrückt", sagte der Trompeter, aber der Kornett neben ihm, der die zusammengerollte Fahne wie einen gleichgültig gewordenen Stock über der Schulter trug, warnte den Kameraden. Die Pappenheimschen Kürassiere, auch ohne Pappenheim, mußten um den Weg sein, es sei ein vorsichtiges Reiten.

Zwei Spitzenreiter suchten den Weg ab, das Faustrohr schußbereit im Arm. Eine Strecke hinter ihnen ritten der Oberst Lindbjerg von den schwedischen Blauen und sein Adjutant Hans Dewitz, dem die Haare brandrot unter der Haube hervorquollen. Sie hingen betrübt auf ihren Gäulen.

„Der Lauenburger hat's getan, ich kenne den Gesellen", schalt der Dewitz, der ein junges, kleines Kerlchen war, „ich werd' ihn noch einmal vor die Klinge kriegen."

Aber der Oberst schüttelte den grauen Kopf. „Der Pfaff, der hochehrwürdige, der Hofprediger Fabricius hat es mir erzählt", brummte er müde, „wie der König vor drei Tagen in Naumburg einritt, da haben ihm diese Deutschen zugejubelt, wie diese Deutschen ohne Maß sind. Da hat er die Brauen zusammengezogen, denn die Menschen, die sich auf ihn verließen, hätten ihren Gott verlassen, hat er gesagt. Dafür würde Gott wider ihn sein. Er würde bald sterben, oder die Armee träfe ein Unglück. Wenn er nur uns erhalten bliebe, hat der Fabricius gesagt. Das wolle Gott verhüten, hat er geantwortet, daß der Armee ein Unglück begegne."

„Und es wäre doch besser gewesen, dieser verfluchte Wallenstein hätte uns Schmiere gegeben", rief der Dewitz, „und wir hätten unsern König noch."

„Ihr seid kein Schwede", sagte der Oberst traurig.

„Aber ich bin seinen Fahnen gefolgt, seit er den deutschen Boden betreten hat", rief der junge Offizier.

„Wäre er in Nordland geblieben!" seufzte der Oberst.

Doch der Kornett hinter den beiden, der die Fahne zusammengerollt wie einen gleichgültig gewordenen Stock über der Schulter trug, sagte zu dem Trompeter neben ihm, den schweren Seufzer seines Obersten beantwortend: „Dann wäre er ein unbekannter Nordlandskönig geblieben. Nun aber spricht die Welt von seinem Ruhme."

„Blasen möcht ich in meiner Traurigkeit", klagte der Trompeter.

„Auch Du bist kein Schwede", antwortete der Kornett, „ich aber will ihm nach, sterben und Treue halten."

„Er rettete unseren Glauben", sagte der Trompeter.

„Und ich sage Dir", antwortete der Kornett heftig, „nun er hin ist, ward das alles gleichgültig. Der Dewitz zuerst und dann ich und dann der Oberst, fluchen möchten wir schon heute, rächen wollen wir morgen. Und er hätte beides verboten. Aber nun ist er nicht mehr, und die Welt wird schlecht."

„Wenn ich blasen dürfte, bliese ich Euch den Mut wieder in Eure Seelen", sagte der Trompeter.

Da wandte sich der Oberst. „Wirst bald blasen können, Student. Laß die Fahne wehen, Kornett! Das blaue Tuch und die Plempen locker, und selig, der heute ins Gras beißen darf!" Er wies nach vorn, wo die Spitzenreiter Halt gemacht hatten und winkten. Aber die Pappenheimer kamen von allen Seiten über sie, von vorn und vom Rücken her gegen die Schweden, die kaum hundert Reiter waren.

„Gib das Zeichen, Trompeter!" schrie der Oberst. „Kehren! Wir schlagen uns zur Armee durch."

Die Trompete schmetterte, die Fahne wehte. Der Oberst mit seinem Adjutanten wandte das Pferd, denn die Reiter hinter ihm brauchten ihren Führer. Da waren die Kaiserlichen aus jähem Hinterhalt heraus schon mitten unter ihnen. Den Offizieren gelang es noch, durchzubrechen und den schwedischen Blauen die Richtung rückwärts anzugeben. Der Trompeter, der Student von Rostock her, warf die Trompete auf den Rücken und zog den Hieber. Da fiel der Kornett auf den Hals seines Pferdes. Ehe er vom Tier sank, das mit zitternden Flanken stand, riß ihm der Trompeter die Fahne aus der Hand. Da sprengten die Pappenheimer auf ihn ein. Einen raschen Blick warf der Trompeter um sich. Dann kannte er seine Lage. Von der Truppe war er abgeschnitten. Die blaue Fahne des Königs mußte gerettet werden. So trieb er sein Pferd vom Wege ab dem Flusse zu. Als er sich umsah, wußte er, daß zwanzig Kaiserliche hinter ihm her gröhlten. Er aber hob sich im Bügel und schwang die blaue Fahne.

„Gustav Adolf!" schrie er und wollte dem König die Treue halten, wie der Kornett es getan hatte, der im Sande lag.

Er trieb sein Pferd einen Hügel hinan; die Bäume auf der Höhe nahmen ihm freilich den Blick. Aber die Kaiserlichen hinter ihm bildeten einen Halbkreis, daß sie ihn in der Richtung hügelauf hielten, die er eingeschlagen hatte. Der Trompeter fühlte wohl die Gefahr, die ihm daraus drohte, aber es gab nun keinen anderen Weg mehr für ihn. Er hörte die Kaiserlichen lachen, wie sie hinter ihm her setzten. Er vernahm ihre Rufe, mit denen sie sich verständigten. Aber sein Pferd nahm in weiten Sätzen die Höhe. Die Bäume auf der Kuppe standen getrennt genug, ihm und seiner flatternden Fahne den Weg frei zu lassen. Und er sah die Saale vor sich, breit und herbstlich angeschwollen und in raschen, reißenden Fluten strömend. Das Pferd wollte stuben, aber die Feinde waren dichter herangekommen und zogen ihren Kreis enger um ihn. Sie lachten laut und riefen ihm Hohnworte zu. Darum trieb er seinem Tier die Sporen in die Weichen, und der Gaul griff weit aus. Auf der Höhe jagte er hin, allein dem Flusse zu. Und er sah den steilen Abfall, mit dem die Höhe in die Saale fiel. Da stockte ihm das Herz. Noch einmal warf er einen raschen Blick um sich. Es gab aber keine Rettung. Einmal schloß er die Augen, weil der Schrecken ihn lähmen wollte. Da sah er, mit geschlossenen Lidern, seinen König vor sich reiten, blond und freundlich und mit seinen großen, blauen Augen. Da war sein Herz ruhig geworden. Er faßte die Zügel fester mit der Linken, er klemmte die Schenkel härter um den Bauch seines Pferdes. Und wie er am Abgrund war, trieb er dem Tier die Sporen heftig in die Weichen. In der Rechten hoch hielt er die fliegende Fahne. Und wie das Pferd seinen mächtigen Sprung in das Leere tat, rief er laut, was er von seinem König gelernt hatte: „Hilf mir, mein Gott!" Dann schloß er die Augen.

Die Wasser schlugen um ihn auf, eiskalt. Die Wellen schlossen sich, zischend, über seinem Kopfe. Aber dann hob sich das Pferd wieder und trieb, Wasser tretend, mit der reißenden Strömung. Als er die Augen öffnete, sah er die Verfolger auf der Höhe. Sie schossen wild nach ihm, aber die Kugeln trafen ihn nicht mehr. Da wuchs der Uebermut in ihm. Nun lachte er fröhlich und lenkte sein arbeitendes, schnaufendes Tier schräg durch den Fluß. Als er drüben war, als sein Pferd ermattet auf festen Boden trat, schwenkte er die gerettete Fahne. Dann griff er zu seiner Trompete. Er ließ das Wasser aus dem Mundstück laufen. Er setzte die Trompete an. Und er blies den Feinden hinüber das Lied seines Königs.

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.

Da war es noch Hohn und Verspottung seiner Feinde, die verdutzt dem allen zugesehen hatten.

Er hilft uns frei aus aller Not,
Die uns jetzt hat betroffen.

Da war es ein Jubel und Stolz auf seine junge Kraft, die ihn durch den Fluß getragen hatte.

Der alt böse Feind,
Mit Ernst er's jetzt meint.

Da wurde es schon ein nachdenkliches Besinnen, das fast sein Blasen wollte aufhören machen.

Tut er uns doch nicht,
Das macht er ist gericht't.

Da war es ein kindlich gläubiger Dank, weil Gott es gewesen war, den er angerufen hatte, ihm zu helfen, und der geholfen hatte.

Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Da war es ein lautes, frohes, sicheres Bekenntnis zu dem Gott, der Kraft gab zu streiten, zu siegen oder zu sterben, wie er es wollte.

Pflaster aus Zucker.

Wie bei den meisten anderen Rohstoffen, herrscht auch beim Zucker ein starkes Ueberangebot, und die Preise liegen dementsprechend gedrückt. Da wird jede neue Verwendungsmöglichkeit mit Freuden begrüßt. Aus Amerika werden für den Zucker gleich zwei Arten gemeldet. Ein Forscher hat festgestellt, daß eine bestimmte Zuckerlösung recht gute Eignung zum Schmiermittel besitzt und mit den besten Schmierölen in Wettbewerb zu treten vermag. Andererseits hat das Landwirtschaftsamt der Vereinigten Staaten herausgefunden, daß die holzigen Rückstände des Zuckerrohrs, aus dem der Saft ausgepreßt wurde, ein ausgezeichnetes Baumaterial in Form von Preßziegeln liefern, die sich auch als Straßendecke sehr gut verwenden lassen.

Ml.

Skizze von Alfred Manns-Bremen.

Es war Herbstnachmittag, regnerisch und dunkel.

Das letzte Haus in der Villenstraße gegenüber dem Park gehörte Professor Ruppert, dem Vizepräsidenten des Altphilologenvereins der Provinz. Dieser Verein hatte seine Jahrestagung in der nahen Nachbarstadt. Natürlich befand sich Ruppert dort unter den Teilnehmern.

Im Dunkel der Parkbäume stand mit hochgeschlagenem Rockkragen und tief über das Gesicht gezogener Sportmütze ein Mann, dessen Alter sich nicht erkennen ließ. Mehrere Male sah er ungeduldig nach der Uhr, im übrigen aber starrte er wie hypnotisiert auf die Haustür des Professors.

„Endlich", flüsterte der Mann erleichtert. Die Tür öffnete sich, und heraus trat ein strammes Dienstmädchen, angekleidet zum wöchentlichen Ausgang.

Klirrend schlug die Gartenpforte zu. Der Mann wartete noch eine kurze Weile, ob der dienstbare Geist nicht nach Frauenart etwas vergessen habe und zurückkehrte. Nichts dergleichen erfolgte.

Nun spähte der Mann nach links und rechts die Straße entlang. Niemand war zu erkennen, und die nächste Villa befand sich wohl hundert Schritte entfernt.

Langsam federnden Ganges überquerte der Unbekannte den Weg, ging geräuschlos durch das Hecktor und verschwand auf dem Gartenpfade hinter dem Hause. Hier blieb er stehen und suchte in der Dunkelheit die Rückfront des Hauses zu überblicken, aber es war kaum etwas zu erkennen. Da tastete er sich an der Hausmauer entlang und stieß auf ein geöffnetes Kellerfenster. Noch einmal lauschte er und stieg dann ein.

Die Kellertreppe fand er unschwer, da er anscheinend die Ortsverhältnisse, wenn auch nicht nach eigenem Augenschein, kannte.

Nun befand er sich im Hochparterre. Das Haus war eigenartig hochgestreckt gebaut. Der Baumeister hatte wohl im Hinblick auf die Entwicklung der Stadt einen Bauplatz einsparen wollen. Im Hochparterre befanden sich Salon mit Wintergarten und Herrenzimmer, im ersten Stock waren das Arbeitszimmer des Professors und die Schlafzimmer, im zweiten Stock das gemütliche Wohnzimmer mit Balkon, der, an der Rückseite des Hauses, einen wunderhübschen Blick über Park und Stadt bot.

Der Unbekannte wollte gerade die Treppe zum ersten Stock emporsteigen, als vor dem Hause fast lautlos ein Auto hielt. Ganz leise klappte die Gartentür, dann wurde ein Schlüssel ins Schloß geschoben und, voll maßlosen Schrecks bemerkte es der Mann: Herein kam der Professor.

Mit einigen lautlosen Sprüngen war der Unbekannte oben und verschwand in Rupperts Arbeitszimmer, doch vermochte er es nicht zu verhindern, daß ihm ein Luftzug die Tür aus der Hand riß und sie krachend zuschlug. Das konnte der Professor natürlich nicht überhören.

Sekundenlang stand der Eindringling ratlos, dann schien eine eiserne Entschlossenheit über ihn zu kommen. Er griff in die Tasche und holte einen Revolver sowie eine Taschenlampe hervor, die er zur Orientierung kurz aufleuchten ließ. Er überblickte seine Umgebung und sah, daß er sich neben einem Tisch befand, auf dem ein Stapel Hefte lag. Von diesen Heften ergriff er einige.

Da öffnete aber auch schon der Professor die Tür. Er litt an Asthma und mußte langsam die Treppe steigen, aber Furcht kannte er nicht. Er schaltete das Licht ein und — — — blieb vor Verblüffung mit aufgerissenen Augen und Mund wie angewurzelt stehen.

„Mein Oberprimaner Menke", stammelte er vor sich hin, dann trat er schnell zum Tisch und riß den Revolver an sich, und jetzt blickte er den jungen Mann, dem die Mütze entfallen war, durchbohrend an. „Mensch, was tun Sie hier und wozu das Schießeisen?"

„Ich, ich — — Herr Professor, ich stehe für das Abitur auf der Kippe, und wenn ich in der letzten Klassenarbeit im Griechischen eine Vier oder Fünf habe, bin ich herum. Dann — dann wollte ich ein Ende machen. Morgen bekommen wir die Hefte erst wieder, und solange halte ich es nicht aus. Ich mußte nachsehen. Ach, verehrter lieber Herr Professor, wenn es eine Vier ist, so wird's schon stimmen, Sie sind gerecht: aber dann sagen Sie es mir und quälen Sie mich nicht! Den Revolver können Sie behalten, fünf Minuten von hier ist der Fluß."

Der gutmütige Professor erbleichte, aber polternd stieß er die Worte hervor: „Mensch, das ist niederträchtiger Unsug, den Sie da treiben und vorhaben . . ." Hier stockte er und fuhr dann in mild väterlichem Tone fort: „Nun geben Sie mir Ihre Hand und Ihr Ehrenwort, daß Sie solchen — — Selbstmordgedanken nie wieder Raum geben!"

Menke schlug zögernd ein. „Das Heft, Herr Professor — —"

„Nichts da, junger Mann", sagte Ruppert erregt, „morgen ist auch ein Tag."

Der junge Primaner fuhr sich verzweifelt mit der Hand durch die Haare. „Dann geben Sie mir aber wenigstens auch Ihr Wort, daß Sie niemandem von meinem Einbruch erzählen!"

„Hm so. Eigentlich hätten Sie Karzer, wenn nicht gar Relegation verdient. Aber abgemacht, ich werde nicht reden. Nur gut, daß ich etwas für die Abendsitzung vergessen hatte", fuhr der Professor fort, indem er einer Schublade ein Papier entnahm. „Na, nun schnell zum Bahnhof! Sie können mitfahren."

Der Primaner Menke schlief die Nacht nach diesen aufregenden Ereignissen sehr unruhig.

Am nächsten Morgen gab Professor Ruppert der Oberprima die griechischen Arbeiten zurück. Menke hatte eine Drei. Erleichtert atmete er auf. Da sah er, daß neben der roten Drei eine Vier stand: sie war durchstrichen. Menke wurde gerührt. „Er ist doch ein Prachtkerl, der Alte, und ich heirate einmal seine Elli", sprach er zu sich selbst.

Als er nach Haus kam, fand er folgenden Brief von Damenhand vor.

Lieber Fritz! Warum bist Du gestern nicht gekommen? Das Kellerfenster hatte ich aufgemacht, und Tee hatte ich gekocht. Es war so gemütlich im Wohnzimmer. Aber es ist gut, daß du nicht kamst. Vielleicht wärest Du Vater in die Hände gelaufen. Wir wollen sowas auch nicht wieder verabreden, es ist zu gefährlich. Wir warten, bis Du Assessor bist; dann bleiben wir immer zusammen.

Es küßt Dich Deine Elli.

★

Ueber alles aber die Gerechtigkeit.

Historische Skizze zum 16. November
von Hans-Eberhard v. Besser.

Der Geheime Kabinettsrat Oestergaard trat behutsam in das von mattem Kerzenlicht erfüllte Gemach seines Königs. Als er die Tür vorsichtig hinter sich zudrückte, mit kaum hörbaren Schritten, ein Dokument in der Hand, dem Schreibtisch zuging, flackerten die Lichter unruhig hin und her. Wortlos legte der Kabinettsrat das Papier Karl IX. von Schweden vor.

Der König, aus verlorener Gedankentiefe erwachend, warf den Kopf zurück, fest schauten seine Augen in das Gesicht des Hofmannes. Sekundenlang ruhten die Blicke der Männer einander, schon hob Oestergaard kaum merklich die Schultern und wollte die schmalen Lippen öffnen, einen geschickten Einwand wagen, da fiel die Faust des Königs schwer auf das Papier und der Geheime Rat erstarrte. Unbeweglich des Befehles und der Unterzeichnung des Dokumentes harrend, stand er da.

„Ein Staat ist auf Macht gegründet", stieß Karl rauh hervor, „und wer sich nicht vor mir beugen will, der wird es vor einem anderen tun müssen, vor dem man sich nur einmal neigt, dem Henker!"

Es war totenstill in dem hohen Raum. Der König machte eine entlassende Handbewegung, lautlos verschwand Oestergaard. Mit brennenden Augen sah der Monarch auf die verschnörkelten Buchstaben des Pergaments, ein Name leuchtete im Licht der Kerzen: Jean Olsekind

Der König sprang auf, der Sessel mit den gedrehten Füßen flog zurück, mit klirrendem Sporenschritt wanderte Karl im Zimmer auf und ab, ängstlich duckte sich das Licht. Des Königs Fäuste ballten sich, die Linien um den herrischen Mund vertieften sich zu rücksichtsloser Entschlossenheit. Immer wieder stand die Szene vor ihm, die ihn getroffen, aufgewühlt, ihm bewiesen, daß er den heimlichen Widerstand des Adels noch nicht gebrochen, daß der Thron noch nicht sicher stand. Dieser verwünschte Junge, dieser Olseking hatte es gewagt, Karl IX. von Schweden erst zu grüßen, als sich die Gäule schon mit den Nüstern berührten. Und der Bannerträger des Burschen wagte die Wappenfahne so frech zu halten, daß sie die königliche verdeckte.

Karl blieb stehen und starrte in die sturmerregte Herbstnacht hinaus. Er sah das Bild immer wieder klar umrissen, die mächtige Wasserburg, die Sonne rot im fernen schwarzen Tann, und weit, weit, das dröhnende, gewaltige, ewige Meer. Er kannte die Edlen des Landes, die sich ihm widersetzten, die in ihm nur einen ihres Standes sahen. Das Wappen des Herrschergeschlechtes, der Wasas, sei nicht älter als das ihre. Darauf pochten sie. Doch sie mußten sich beugen, sie mußten und wenn es nur vor dem Beil des Henkers war. Auch dieser blonde Riese, dieser junge Fant, er sollte die königliche Gewalt zu spüren bekommen!

Karl IX. schnellte herum, er eilte zum Schreibtisch, riß eine Feder an sich, schon setzte er an, das Todesurteil Peer Olekings zu unterzeichnen, da ließ er die Hand sinken und stierte ins Leere. — Dann flog die Feder zur Seite, die Glocke schrillte, ein Diener kam.

„Mein Pferd, ich reite!"

Fackeln schwelten im Schloßhofe und drangen in die Finsternis ein. Die Begleitung des Königs saß auf. Da erschien der Herrscher. Hufgetrappel, wehende Federn auf breiten Hüten, eine wilde Jagd brauste in die sternenlose Herbstnacht hinaus. — —

Gustav Adolf schlug verwirrt die Augen auf, noch hielt ihn der Traum umfangen, doch schon spielte die Wirklichkeit in sein jähes Erwachen, der jagende Hufschlag gepeitschter Gäule ließ ihn vollends wach werden.

Der Prinz der Krone sprang auf und huschte auf nackten Füßen zum Fenster. Im Scheine der letzten Fackeln sah er den Vater mit dem Gefolge davongaloppieren. Ein spitzbübisches Lächeln glitt um den feinen Mund des Sechsjährigen. Blitzschnell glitt er durch die Räume, tastend die Hände vorgestreckt, das lose Nachtgewand flatterte um die Kinie. Schon den ganzen Tag hatte er darauf gelauert, ein kühnes Vorhaben auszuführen, den Vater mit etwas zu überraschen, doch nie war das Gemach leer gewesen, immer hatte der Vater am Schreibtisch gesessen.

Gustav Adolf öffnete leise die Tür, das Gemach war leer. Er huschte in das Licht der Kerzen, und sein Schatten glitt längs der Wände hin. Er griff am Schreibtisch zur Feder, sein Gesicht war vor Aufregung gerötet. Endlich, endlich war es soweit. Ein Glück, daß er erwachte, als der Vater davon ritt! Rings war stille Nacht, niemand konnte den Kleinen stören. Der Prinz tauchte die Feder ein. Er suchte nach Papier — da lag ja ein Schriftstück, darauf war noch viel Platz. Und nun zog der kleine sechsjährige Prinz sicher und geschickt Buchstabe auf Buchstabe, so wie er es heute früh bei dem alten Brackwede gelernt. Er schrieb die Worte, die er zahllose Male geübt: „Ueber alles aber die Gerechtigkeit. Gustav Adolf." Befriedigt betrachtete er das gelungene Werk, dann legte er die Feder zur Seite und lief in sein Schlafzimmer zurück. Wie erstaunt und erfreut würde der Vater sein, wenn er einen ganzen Satz von der Hand des Sohnes zum ersten Male schwarz auf weiß vor sich sah. Mit einem Lächeln schlief der kleine Prinz ein. — —

Stunde auf Stunde jagte Karl IX. durch die Nacht, doch die Bedenken waren ihm gefolgt, hockten im Sattel, und er saß gedrückt mit verbissener Wut auf dem Pferde. Abgemüdet und mit Schaum bedeckt waren die Tiere, als man zurückkehrte. Wenige Augenblicke später stand der König wieder in seinem Gemach, aufs neue gequält. Fiel Olsekings Kopf, dann konnte das Signal zum Aufruhr gegeben sein. Mit heißer Hand nahm er das Todesurteil auf, da prallte er zurück, seine Augen öffneten sich weit.

„Ueber alles aber die Gerechtigkeit. Gustav Adolf."

Das ganze Zimmer schien in Flammen gehüllt. Der Mann keuchte, er bebte am ganzen Leibe. Hatte der alte Schleicher Oestergaard hier seine verdammten Finger dabei, hatte er dem Lehrer des Prinzen, dem alten Brackwede, geschickt eine Rolle zugewiesen, hatte man den Prinzen der Krone zum Fürsprecher gemacht? Den Prinzen der Krone, er zeichnete, sein Name stand auf einem königlichen Dekret. Man hatte Karl IX. entthront, mindestens seinen Willen.

Der riesige Mann verkrampfte die Fäuste, die Adern auf seiner Stirn zeichneten sich blau. Man wagte es, den Prinzen, seinen Sohn . . .? Der König raste durch die Gemächer: Gewähren, dann schonungsloses Gericht! Im Gemach des Knaben dämpfte der Mann unwillkürlich seine Schritte, er hob die Kerze empor, da lag der Prinz, rein und mit heller Stirn, er lächelte. Die Wogen der Empörung, die Karl IX. umwebelt, ebbten zurück, Ruhe überkam ihn. Kinderhände hatten eingegriffen. Ein harmloser Scherz, kindlicher Geist wies ihm den Weg, ein Geist, der, wenn er einst seine Schwingen voll entfaltete, ein reines, starkes Königtum aufrichten würde! Und er — Karl IX. von Schweden?

Der Mann schloß die Augen, er kniete am Bett des Kleinen nieder. Der Nachthimmel stand im hochbogigen Fenster. Gebannt blickte der König auf den Schlafenden, dann in die flimmernden Sterne. Und er dachte an den buckeligen Menschen, der hoch im Turm des Schlosses hauste, den Arzt und Sternenforscher. Der hatte in der Geburtsstunde des Knaben von einem Stern gesprochen, der weit, weit über die Welt sein strahlendes Licht warf, der des Prinzen Leit- und Lebensstern sei. Ruhig erhob sich der König, fast scheu betrachtete er den Schlummernden.

„Gustav Adolf", sagte er leise, „über alles aber die Gerechtigkeit!"

☆

Der Weg der Toten.

Die Engländer gehören bekanntlich zu den Völkern, die am zähesten an den altüberkommenen Bräuchen festhalten. Der Grund für diese Tatsache dürfte darin zu suchen sein, daß dem Inselreiche seit den Tagen Wilhelms des Eroberers jede gewaltsame Störung von außen erspart geblieben ist. Zu den mit Hartnäckigkeit bewahrten Gewohnheiten gehört die Sitte, daß die Leichenzüge noch immer wie vor Jahrhunderten die alten Totenwege benutzen, die durch besonders verbrieftes Vorrecht zu diesem Zwecke freigegeben sind. Ein solcher Weg führt beispielsweise mitten durch die Felder nach der Kirche von Sandal und überquert das Besitztum von Sir William Pitkinton, obwohl doch die öffentliche Landstraße ganz in der Nähe verläuft. In Kent und Westmoreland darf kein Weg unter den Pflug genommen werden, den einst die Leichenzüge beschritten. In Wahrheit besteht heute natürlich gar kein Bedarf mehr an solchen bevorrechtigten Wegen. Früher aber war das anders. Da gab es nur wenige öffentliche Straßen. Wer die anderen Wege benutzte, mußte dem Grundeigentümer, über dessen Besitz der Weg führte, einen Zoll entrichten. Nur für die Leichenzüge brauchte keine Abgabe gezahlt zu werden. Ihnen waren bestimmte Wege freigegeben, und hier und da besteht noch heute das Gewohnheitsrecht, daß ein Weg öffentlich wird, wenn ein Mensch auf ihm seinen letzten Gang angetreten hat.

Der Paß / Skizze von Wolfgang Federau

In Ladome, einer jener kleinen Militärstationen, die Britannien überall an den Grenzen seines ungeheuren Kolonialreiches errichtet hat, gab es wirklich außer den Militärs keine eingesessene Bevölkerung, die irgendwie der Rede wert gewesen wäre, von der farbigen Dienerschaft abgesehen. Es gab zweihundert englische Soldaten oder beinahe so viele, es gab den grauhaarigen und schon etwas müden Oberst Hardy mit seiner schönen Gattin, ein paar andere Offiziere mit ihren Damen gab es, ein paar frisch importierte milchbärtige Leutnants und schließlich noch den Captain Denver. Der zwanzig Jahre jünger war als sein Oberst und höchstens zwei Jahre älter als Elizabeth Hardy.

Irgendwo im Herzen Englands wäre Captain Denver ein umschwärmter Ritter und Tänzer, eine glänzende Partie für die zweiten oder dritten Töchter verarmter Adliger gewesen. Das alles fiel hier, am Rande der Zivilisation, natürlich fort. Hier war Denver außerhalb seines Berufes weiter nichts als der häufige und regelmäßige Gast des Obersten oder besser gesagt der Gattin des Obersten. Er ritt mit ihr aus, er plauderte mit ihr, spielte mit ihr Tennis und Golf, kurz und gut, er tat alles, womit er hoffen durfte, der schönen Frau angenehm zu sein. Und wenn er mal einen Rückfall ins Moralische erlitt, brachte er es sogar fertig, sich mit dem Obersten zu einer Partie Schach zusammenzusetzen oder sich von ihm stundenlang selbsterlebte Geschichten erzählen zu lassen. Die sich in einer märchenhaft fernen Zeit abgespielt haben mußten.

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die häufigen Besuche Denvers im Hause des Obersten den klatschsüchtigen Damen so manchen Anlaß zu spitzen Bemerkungen gaben. Je kleiner der Ort ist, in dem Menschen zusammen kommen, je vollkommener ihre Abschließung gegen die Außenwelt, desto mehr interessiert man sich bekanntlich für die Handlungen und Unterlassungen der Mitwelt, desto härter und unbarmherziger sitzt man über die anderen zu Gericht. Ob dem Oberst selbst von diesen Gerüchten je etwas zu Ohren kam, ob er vielleicht solchen Redereien gegenüber gleichgültig war, weil er seiner Frau grenzenlos vertraute, das hat man nie erfahren. Einer der Diener erzählte später einmal, er hätte oft gesehen, wie der Oberst, sich unbeobachtet wähnend, den Captain mit einem Blick so abgründigen Hasses gemustert habe, daß er, der Diener, förmlich zusammengefahren sei. Vielleicht aber ist das auch nur eine geschickt erfundene Legende — die Leute verfügen über eine üppig ins Kraut schießende Phantasie.

Tatsächlich jedenfalls geschah dies: Eines Tages erschien Denver wie üblich zu Pferde vor der Veranda des Hardyschen Hauses und lud mit lauter und jungenhafter Stimme Frau Hardy zu einem gemeinsamen Spazierritt ein. Während Elizabeth Hardy dem Stallknecht Auftrag gab, ihr Pferd zu satteln, erschien der Oberst auf der Veranda, in Hausschuhen und Interimsrock.

„Wohin soll's denn gehen?" fragte er freundlich lächelnd.

„Ach — über den Paß", sagte der Captain, nachlässig grüßend.

„Na — dann seid nur recht vorsichtig!" warnte der Oberst gutmütig, während Elizabeth nach ihrer Reitgerte suchte. Und er hatte halbwegs Grund zu solcher Warnung, denn dieser sogenannte Paß führte ziemlich bald hinter Ladome in spiraligen Windungen um ein Bergmassiv, wobei sich der Weg so verengte, daß gerade Platz genug blieb für die vorsichtig tastenden Hufe der Pferde. Näh und unvermittelt fiel zur Linken ein Abgrund fast vierhundert Fuß in die Tiefe, unten in schräg abgleitenden, mit Felsbrocken und Geröll bedeckten Hängen auslaufend, während zur Rechten eine senkrechte Steinwand in das Gewölbe des Himmels stieß. Ein Weg von schauerlicher Romantik, von erhabener Schönheit und ungeheurem Ernst. Und trotzdem, trotz aller Gefahren, die er bot, von den Offizieren als Reitweg bevorzugt — vielleicht gerade um des nervenpeitschenden Reizes willen, der von ihm ausging.

Die Eingeborenen wagten nie, diesen Weg, den sie von Dämonen belagert wähnten, zu betreten. Unter den Engländern war man seit Jahren übereingekommen, ihn nur in einer bestimmten Richtung zu bereiten, da ein Ausweichen auf diesem zwei Fuß breiten Pfade ebenso unmöglich gewesen wäre wie ein Wenden der Tiere.

„Bah", sagte Frau Hardy auf die Warnung ihres Mannes, „wir haben diesen Ritt schon ein Dutzend Mal gemacht. Ich finde ihn herrlich!" Sie winkte noch einmal flüchtig mit der Reitpeitsche, dann waren die beiden hinter dem nächsten Bungalow verschwunden.

Zehn Minuten später preschte der Oberst auf seinem großen, knochigen Gaul in anderer Richtung davon.

Als die beiden außer Sichtweite des Dorfes waren, legte Denver seine Hand auf den Sattelknauf der Frau. Die Pferde gingen im Schritt dicht nebeneinander, sie schienen dieses Spiel gewöhnt zu sein. Elizabeth beugte sich zur Seite, und der Captain küßte sie. Als sich jene steile, überhängende Felswand immer näher schob, als sie schon die Stelle sahen, wo der Pfad sich bis zur Schrittbreite verengte, sah Elizabeth Hardy plötzlich, daß Denver zusammenzuckte. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, und sein Gesicht bekam einen blassen Ton. „Was ist Dir denn, Liebster?" fragte die Frau besorgt. — „Ach, ich weiß nicht", wehrte Denver ab. „So ein merkwürdiges Frösteln, ein leises Schwindelgefühl." Und dann, mit einem Versuch zu scherzen. „Ich bin wahrscheinlich eben über mein Grab geritten."

„Hör auf mit solchen Scherzen!" fuhr die Frau ihn an. „Ich mag so etwas nicht hören." Und dann: „Laß mich diesmal vorreiten, wenn Du Deiner nicht ganz sicher bist!"

Er sträubte sich, anstandshalber, ein wenig. Aber sie hatte schon jene Stelle hinter sich, wo eine Umkehr noch möglich gewesen wäre. Unendlich vorsichtig, aber tollkühn zugleich setzte ihr Gaul die Füße, suchte mit den Hufen nach einem Halt, immer, einem ungeschriebenen Gesetz folgend, am äußersten Rande dieses grauenhaften Absturzes.

„Wie gut", sagte die Frau einmal, auf der Mitte des Weges, „daß uns hier keiner entgegenkommen kann. Wenn sich hier zwei begegnen, ist mindestens einer von ihnen rettungslos . . ."

Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen. Ihr scharfes Gehör vernahm ganz in der Nähe das Klappern von Pferdehufen. Und nicht die Hufe ihrer Pferde waren es — drei Sekunden später bog ein Reiter um eine sich vorschiebende Felskante, die ihn bisher den Blicken entzogen hatte. Der Reiter war — ihr Mann!

Oberst Hardy, der darauf gerechnet hatte, daß der Captain ihm als erster entgegenkommen würde — denn wer läßt eine Frau vorreiten an solcher Stelle? — zuckte zusammen und verfärbte sich. „Du?" sagte er ganz leise, mit schmerzverdunkelter Stimme.

Die Frau nickte nur. Sie vermochte nicht zu sprechen. Die Pferde berührten sich fast mit den Nüstern — sie ahnten, welche Gefahr ihnen drohte, und ihre Flanken bedeckten sich mit großen, gelben Schweißflocken.

Dann ging alles sehr schnell. „Bitte!" sagte der Oberst, formgerecht grüßend und auf das winzige Fleckchen Weges vor sich deutend. Riß das Pferd mit heftiger Hand hoch, stieß ihm die Sporen in die Weichen, daß es tänzelnd, taumelnd auf der Hinterhand stand, dann verlor das Tier den Halt, wieherte gräßlich, schrie beinahe, und einen Augenblick später stürzten Roß und Reiter wie huschende Schatten in den Abgrund . . .

Spät am Abend ritt eine Frau mit wirren Haaren, zerrissenen Kleidern und irren Augen in Ladome ein. Sie stammelte und schluchzte, und das Pferd unter ihr keuchte schwer. Endlich begann man halbwegs die Zusammenhänge zu ahnen, und rüstete eine kleine Expedition aus, um den Leichnam des Obersten zu bergen.

Man fand den Toten, grauenhaft verstümmelt, noch vor Mittag des anderen Tages. Den Captain fand man nicht, und nie hat jemand erfahren, was aus ihm geworden ist. Von Elizabeth Hardy war nichts herauszubekommen. Sie lag wochenlang im Fieber, dann brachte man sie nach England zurück. Sie soll noch heute leben, in Wales oder wer weiß wo . . .

Reise mit Hindernissen.

Skizze von Heinrich Riedel-Steglitz.

Zu jener Zeit, als es in Deutschland noch wenig Eisenbahnen gab, befand sich an einem schönen Maimorgen eine anscheinend recht lustige Gesellschaft von Studenten in einer geräumigen, von vier Pferden gezogenen Postkutsche auf der Fahrt von Frankfurt nach Berlin.

Mitten unter ihnen aber saß ein Mann, der allem Anschein nach nicht zu ihnen gehörte. Es war ein gutgekleideter Herr in den Dreißigerjahren von außerordentlich kräftigem und massivem Körper. Er schien sorgenvoll über etwas nachzudenken und hatte in der Tat genügende Gründe dazu. Denn am vergangenen Abend war ihm in Frankfurt seine ganze Barschaft im Kartenspiel verloren gegangen. So mußte er denn die lange Reise nach Berlin ohne einen Zehrpfennig antreten und wußte nicht, wovon er unterwegs seinen Hunger stillen sollte.

Den Studenten fiel der schweigsame Reisegenosse allmählich ein wenig auf die Nerven. Ihn in eine Unterhaltung zu ziehen, war bereits mehrmals mißlungen.

Inzwischen war man vor einem Hügel angekommen, und alle stiegen aus, um das Gefährt bergaufwärts zu entlasten und sich gleichzeitig ein wenig die Beine zu vertreten. Rechts auf einer Wiese zog sich ein mäßig breiter Graben hin.

„Spring mal rüber, Kottenbach!" rief da einer der Studenten.

Der Student beider Rechte Kottenbach war unter seinen Kommilitonen als vorzüglicher Springer bekannt. Er ließ sich nicht zweimal bitten, nahm einen kurzen Anlauf und sprang über den Graben. Und während er sprang, kam ihm eine Idee.

„Hören Sie mal, mein Herr", rief er dem Fremden zu, der am Schluß der Gesellschaft daherstampfte, „können Sie auch da drüber springen?" — Es klang scherzhaft, aber in dem Ton schwang doch zugleich eine etwas herabschätzende Meinung mit. Kottenbach streifte mit deutlich sichtbarem Augenzwinkern die Gesichter seiner Freunde. Man verstand ihn sogleich. Hier war die Gelegenheit, den Fremden endlich aus seiner unbequemen Zurückhaltung herauszutreiben und ihn zugleich vor eine sportliche Aufgabe zu stellen, der er, der anscheinende Schwerathlet, sehr wahrscheinlich nicht gewachsen war.

Der Fremde wiegte mißmutig den Kopf. „Vielleicht", sagte er, „doch wozu soll ich mich anstrengen?"

„Na, bei Ihrer Körperschwere", entgegnete der Student mit feinem Lächeln, „dürfte es wohl auch nicht so ganz glücken. Nehmen Sie's nicht übel."

Da blitzte es in den Augen des Fremden auf. Es war, als wäre ihm plötzlich eine Erleuchtung gekommen. Doch rasch senkte er den Blick wieder und entgegnete gelassen, aber doch merklich bestimmt: „Wenn Sie durchaus wollen, bitte: ich's ja mal versuchen. Wollen wir wetten, daß ich hinüberkomme?"

„Gern!" rief Kottenbach.

„Gut, wetten wir um das Mittagessen."

Die ganze Gesellschaft war angenehm gespannt.

Der Fremde nahm einen lächerlich langen Anlauf, lief linkisch und plump dahin, sprang, kam aber schlecht ab und landete mitten im Graben. Man kicherte.

„Ich werd's noch einmal probieren!" rief da der Reisegenosse und ging zurück. Und diesmal glückte ihm der Sprung, ganz knapp.

Man beglückwünschte ihn etwas ironisch, und Kottenbach flüsterte ihm nach der Ankunft in dem dafür bestimmten Gasthof anstandslos das Mittagessen. Er aber blieb schweigsam wie zuvor.

Für Kottenbach war die Sache aber noch nicht abgeschlossen. Als er am Nachmittag auf der Weiterfahrt wieder einen Graben erblickte, einen breiteren als den ersten, erklärte er dem Fremden, er sei ihm Revanche schuldig. Dieser tat zunächst etwas betreten, erklärte dann aber ergeben sein Einverständnis. Die Wette ging diesmal um das Abendessen und das Frühstück am nächsten Morgen. Kottenbach glaubte gewinnen zu müssen, war der Fremde doch über den schmaleren Graben nur mit Mühe hinüber gekommen.

Kottenbach sprang zuerst. Dann setzte der Fremde an, nahm wieder seinen linkischen Anlauf, wie ein scheuendes Pferd — es wirkte unsagbar komisch — und sprang. Und gegen alle Erwartung kam er hinüber. Er taumelte zwar beim Aufspringen und wäre um ein Haar wieder rückwärts in den Graben hineingefallen. Aber es war nichts zu machen. Er hatte die Wette gewonnen und bekam Abendessen und Frühstück bezahlt.

Kottenbach war ein wenig ärgerlich. Während der Fahrt am nächsten Morgen spähte er eifrig nach einem neuen Hindernis. Endlich hatte er eins entdeckt, einen bedeutend breiteren Graben als die beiden vorigen. Eine neue Wette wurde abgeschlossen. Der Fremde ging sie ein, wenn auch zögernd. Preis: Mittag- und Abendessen zusammen.

Kottenbach kam gerade noch hinüber; er mußte sich gewaltig anstrengen. Und dann rannte wieder der merkwürdige Fremde mit seinen ungeschlachten Bewegungen darauf los. Aber auch er kam hinüber, wenn es auch zunächst nicht so aussah.

Für Kottenbach war die Sache nun nachgerade zur Ehrensache geworden. Am nächsten Tag wählte er einen Graben von einer Breite, die er selbst nicht mehr überspringen konnte. Es ging nur noch darum, ob der unbekannte Mitreisende hinüberkäme — und um die Bezahlung der Mahlzeiten.

Dieser ließ sich mit einer merkwürdigen Ruhe auf die neue Wette ein, flog über den Graben wie ein Mehlsack, kam aber auf der anderen Seite an. Und das Essen schmeckte ihm immer besser.

Kottenbach und seine Kameraden waren fast betroffen von den unheimlichen Fähigkeiten des schweren Mannes. Sie empfanden auch kaum noch Aerger. Die Sache war zu einem aufregenden Spiel geworden.

Und sie bekamen während der nächsten zwei Reisetage erst recht Gelegenheit zu staunen. Sie wählten immer breitere Hindernisse, und jedesmal sprang der seltsame Fremde hinüber, wenn auch stets nur mit knapper Not und unter allerlei Körperverrenkungen.

Als man auf diese Weise bereits das letzte Mittagessen vor Berlin hinter sich hatte, entdeckten die Studenten zufällig noch einen Graben von außerordentlicher Breite; sie mag wohl sieben Meter betragen haben.

Man fragte den Fremden im Scherz, ob er auch da hinüberspringen könne. Er antwortete: „Ich will's versuchen."

Er sprang aus dem Wagen und schätzte die Entfernung. Man rief ihm zu, er sei nur Scherz, über den Graben könne doch kein Mensch springen. Er setzte zum Lauf an, auf einmal gar nicht mehr plump wie bisher, sondern mit der Geschmeidigkeit eines Tigers. Und dann flog er plötzlich in hohem Bogen leicht und sicher hinüber. Die Studenten standen wie erstarrt.

Der Fremde kam lächelnd und mit der Gewandtheit eines Weltmannes auf sie zu. „Das lohnte sich doch endlich einmal!" sagte er.

„Wer sind Sie?" fragte Kottenbach aufgeregt und voll Bewunderung. Der Fremde verneigte sich leicht.

„Ich bin Auriol. Bin für zwei Monate an den Berliner Zirkus engagiert. Darf ich mir die Ehre geben, Sie alle für die nächsten acht Tage zum Mittagessen einzuladen? Ich bin Ihnen Revanche schuldig, mehr als Sie jetzt ahnen." Die Studenten nahmen an.

Der, mit dem sie ein wenig ihren Schabernack hatten treiben wollen, war Louis Auriol, einer der besten Springer seiner Zeit und der berühmtesten Clowns des ganzen Jahrhunderts.

Das Betriebskapital.

Bei den Steuerbehörden gelten Musikdirektoren als Unternehmer, die in den Steuererklärungen ihren Bestand an Notenmaterial usw. als „Betriebskapital" einzusetzen haben. Da der Gewandhausdirigent Arthur Nikisch mit aller Gewalt nicht dazu zu bewegen war, eine solche Erklärung auszufüllen, wurde er eines Tages vor die Steuerbehörde geladen. „Wie hoch beläuft sich Ihr Betriebskapital?" fragte der Beamte. Nikisch schüttelte betrübt den Kopf: „Mein Betriebskapital sind ein halbes Dutzend Taktstöcke. Wert je 1.50 Mark."